

RUHRSTAHL

Werkzeitschrift



WERKE: WITTEN, HATTINGEN, GELSENKIRCHEN, DÜSSELDORF-OBERKASSEL, ANNEN, BRACKWEDE

15. Jahrgang

2. Februar 1940

Nummer 3



Aufn.: Lindemann

Dr. Robert Ley besuchte am 18. Januar 1940 das Gussstahlwerk Witten

Unser Bild zeigt ihn im Gespräch mit zwei Gefolgschaftsmitgliedern

Englische Vorräte und deutsche Wirtschaftsaufgaben

Die völlig unerwartete Kriegsführung Deutschlands, bei der es keine militärischen Erfolge der Engländer gibt, mit denen sie die Volksstimmung anspornen könnten, führt dazu, daß der Mann auf der Straße, der beispielsweise in gewissen Gegenden Londons überhaupt keine Butter und keinen Schinkensteak mehr erhalten kann, die Regierung mit Recht fragt: „Wo sind denn nun die großen Vorräte, von denen ihr immer gesprochen habt?“ In der Tat ist die englische Vorratslage selbst für uns eine Überraschung. Aber ganz und gar keine unangenehme. Es ist nicht etwa so, daß diese Vorräte nicht bestünden. Sie sind schon vorhanden, aber sie liegen zum großen Teil nicht in England, sondern irgendwo im Empire. Man hat sie „nicht bei sich“. Bezeichnend für die ernste Lage sind die Ziffern, die der Londoner „Economist“ vor kurzem veröffentlichte. Danach betrug Ende August der Weizenvorrat 460 000 Tonnen (bei einem Monatsbedarf von 560 000 Tonnen), der Zuckervorrat 348 000 Tonnen (187 000 Tonnen), der Buttervorrat 75 000 Tonnen (44 000 Tonnen), der Wollvorrat 77 000 Tonnen (26 000 Tonnen). Bei allen anderen landwirtschaftlichen Erzeugnissen und Nahrungsmitteln sind die Vorräte durchweg geringer als ein Monatsbedarf. An diesen Ziffern sieht man, wie stark England mit der vollen Aufrechterhaltung seiner Schifffahrt gerechnet hat, und wie gefährlich die deutsche Kriegsführung für die Briten ist. Für drei Monate Wolle! Gewiß liegen z. B. in Australien noch große Wollvorräte, aber wie sie nach England kriegen? Der australische Wollfarmer braucht Geld. So müßte man entgegen der ursprünglichen Absicht infolgedessen schon die Ausfuhr australischer Wolle nach Amerika freigeben, das sich unter solchen Umständen natürlich kaum den Preis vorschreiben läßt, wie man es sich so schön ausgemalt hatte.

*

Mit allen Mitteln sucht England neue Bundesgenossen für seinen vom Zaun gebrochenen Krieg gegen Deutschland. Bei England haben sich die Finnen zu bedanken, wenn sie jetzt in einen Kampf um ihre Existenz geraten sind. Versprochen hat man ihnen manches, praktische Hilfe von England bleibt aber aus. Aber nein, England will ja den Genfer Klub noch einmal aus seiner Versenkung herausholen und ihn für Finnland einsetzen. Wie, das ist allerdings ein Geheimnis der Engländer. Es kommt ihnen in Wirklichkeit dabei gar nicht darauf an, Finnland zu helfen, sondern lediglich darauf, über den Genfer Debattierklub eventuell neue Dummheiten zu finden, die bereit sind, für England die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Schweden und Norwegen sollten sich daher vorsehen, daß sie nicht in die englischen Schlingen hineintappen.

*

England will den Krieg erweitern. Deutschland dagegen tut alles, um die Auseinandersetzung auf das unbedingt notwendige Maß zu beschränken.

*

Wie unbeirrt und planmäßig Deutschland seine großen Wirtschaftsaufgaben bewältigt, zeigt im übrigen die Vollendung des Adolf-Hitler-Kanals und die Inangriffnahme der riesigen Bauaufgabe des Oder-Donau-

Kanals. Eine Nation, die mitten im Kriege ein solches Werk beginnt, das die Struktur Mittel- und Osteuropas grundlegend wandeln wird, ist nicht zu besiegen.

Dabei ist dies nicht der einzige gigantische Plan, der verwirklicht wird. Im eroberten polnischen Gebiet wird jetzt nach vollendeter Rückfiedlung des Baltendeutschtums, dessen Ansiedlung in den neuen Reichsgauen im vollen Gange ist, auch die Umsiedlung der Deutschen in Ostgalizien, Wolhynien und dem Narew-Gebiet begonnen, die Hand in Hand geht mit der Umsiedlung der Weißrussen und Ukrainer nach dem sowjetrussischen Gebiet. Die deutsche Umsiedlungs-Kommission hat sich in diesen Tagen nach Lutz begeben, während die sowjetrussische Kommission schon seit einigen Tagen in Krakau weilte. Etwa 100 000 bis 120 000 Menschen deutschen Blutes sollen durch diese Umsiedlung heimgeholt werden. Mitten im Kriege wird hier in wenigen Monaten — die Umsiedlung soll im März dieses Jahres beendet sein — eine Völkerwanderung durchgeführt, die im Ausmaß nur wenig hinter den Völkerbewegungen zurücksteht, die uns als „germanische Völkerwanderung“ aus der Geschichte bekannt sind. (Der Zug der Zimbern und Teutonen umfaßte ungefähr 25 000 Menschen.)

Und in Deutschland selbst? Die deutsche Produktion läuft. Es kommt im wesentlichen nur darauf an, Unebenheiten zu glätten. Das geschieht beispielsweise durch die Verordnung über die Vertragshilfe des Richters bei wirtschaftlichen Schwierigkeiten von Betrieben infolge des Krieges. Auch der Auftrag Görings an Reichsleiter Bouhler, Hinweise und Beschwerden einzelner Volksgenossen zu prüfen, zeigt, daß in der gelenkten Wirtschaft auch der einzelne durchaus zu Wort kommen kann. Auch die Selbsthilfe ist nicht ausgeschlossen. So bittet beispielsweise die Wirtschaftsgruppe Einzelhandel ihre Mitglieder um Mitteilung, wenn irgendwo die Lieferbedingungen verschlechtert worden sein sollten, um sich mit der betreffenden Fachgruppe in Verbindung setzen zu können und etwaige Mißstände und Uebergriiffe einzelner zu beseitigen. Das ist ein bezeichnendes Beispiel für das gute Funktionieren der wirtschaftlichen Selbstverwaltung Deutschlands. Die nun einmal unvermeidliche Stilllegung einzelner Betriebe infolge der Kriegsnöten wird ohne Härten geregelt werden, und zwar im Wege einer Solidarfinanzierung, über die zur Zeit noch verhandelt wird. Die Unternehmer solcher stillgelegten Fabriken werden an anderen Stellen unserer Wirtschaft, vielleicht in der Wehrwirtschaft, oder beim Aufbau der neuen Ostgebiete eine Verwendung finden können, die ihrem Können und ihren beruflichen Erfahrungen entspricht. Die Aktion der HJ. „Jugend und Buch“ und die Ankündigung, daß die Akademie für Deutsches Recht sich mit der Erneuerung des Handelsrechts beschäftigt, sind weitere Beweise der ungestörten kraftvollen Aufbauarbeit des deutschen Volkes. Bei uns regiert nicht „Herr Wirrwarr“, sondern die Wirtschaftsführung, die dem deutschen Volke und der Welt bereits seit 1933 bewiesen hat, daß ihr keine Aufgabe zu schwer ist und daß sie vor keiner kapituliert!

P. B.

Allen Werkskameraden unvergeßlich —

Dr. Ley im Gussstahlwerk Witten

Ein klarer Wintertag mit Kälte und Schnee lag über dem Werk Witten, als im Januar 1940 Reichsleiter Dr. Ley zum ersten Male das Werk besuchte. Bei

seiner Fahrt im Gau Westfalen-Süd hielt er sich weit über die beabsichtigte Zeit auf — von 13 bis 18 Uhr —, so daß ein weiteres Werk, das er auch noch besichtigen wollte, auf seinen Besuch verzichten mußte. Dr. Ley nahm den besten Eindruck vom Werk Witten mit, und besonders der nach seinen eigenen Worten „großartige Menschen-
schlag“ hat ihm besonders gefallen. All das verfehlte nicht seinen Eindruck auf den Reichsleiter und

fand seinen Niederschlag in seiner Rede vor den Amtswaltern, die ursprünglich nur eine Viertelstunde dauern sollte, dann aber eine Stunde in Anspruch nahm. — Im Werk, das Dr. Ley in seiner Anlage vorbildlich

fand, hielt er in dem festlich geschmückten Schulungsraum für Amtswalter seine Ansprache. Vorher begrüßte Direktor Dr. Alberts im Namen der Ruhrstahl A.G.

den Reichsleiter Hg. Dr. Ley und betonte, wie sehr es die gesamte Gefolgschaft freue, daß er das Wittener Werk besucht habe.

Dann ergriff Dr. Ley das Wort. Er führte ungefähr folgendes aus:

Meine deutschen Arbeiter!

Es ist uns wohl bewußt, daß unser Volk jetzt mehr durchmacht als einen gewöhnlichen Krieg und daß diese Zeit eine andere ist als etwa vor zwanzig

Jahren. Ich möchte fast sagen: noch niemals hat unser Volk überhaupt eine solche Zeit gehabt! Wir haben das Gefühl, als ob alle, die jetzt leben und diesen Kampf mitmachen, eine ganz besondere Aufgabe haben, als



Hervorragende Stimmung während der Besichtigung



Dr. Robert Ley im Gespräch mit einem weiblichen Gefolgschaftsmitglied



Von links nach rechts: Der Führer des Betriebes Dir. Dipl.-Ing. Pottgießer, Reichsleiter Hg. Dr. Ley, Dir. Dr. Albert, Betriebsobmann Zimmermann

ob das eben noch nicht da war. Ich bin davon überzeugt, daß wir eine besondere Mission zu erfüllen haben, und daß die Kriege, Revolutionen und all das, was die deutschen Menschen seit 1000 Jahren und mehr durchmachen, letzten Endes nichts anderes als eine Stufenleiter bedeutet, die unser Volk immer höher hob. Es fiel zwar auch mal wieder hinab, aber dann fing man eben wieder von vorne an, ein völliges Hinabgleiten gab es nicht. Das Volk stieg letzten Endes wieder Stufe um Stufe höher und entwickelte sich. Sein Leben wurde schöner, es selbst besser, edler, es nahm teil an des Lebens Fortschritt und der Entwicklung. Wenn nun im Leben des Volkes bisher jede Epoche eine Stufe war, so haben wir jetzt das Gefühl, als ob dieses Volk mit einem Male auf eine Plattform heraufgehoben wird, auf einen höchsten Punkt und sich dort nun für weitere 1000 Jahre häuslich einrichten soll. Es ist nicht so, daß man sagen könnte, es sei wie 1864, 1870 oder 1914, sondern vielmehr so, als ob wir eine einmalige Kraftanstrengung noch machen müßten und nun auf eine hohe Spitze hinaufgehoben werden sollten, ja, ich möchte fast glauben, auf den höchsten Punkt der Menschheit überhaupt. Ich habe das Gefühl, als ob das Schicksal mit uns etwas ganz Besonderes vorhat, als ob es sagen möchte: Ihr Deutschen seid nun dran! Ihr habt es euch 2000 Jahre hindurch schwer verdient! Ihr



Während der Werksbesichtigung

habt so viel Opfer gebracht! Ihr habt es viel schwerer gehabt als andere Völker, nun seid ihr an der Reihe!

Der Führer ist wirklich ein Genie, ein einzigartiger Mensch von schöpferischer Initiative, von entschlossenem Willen, von einer seltenen Kühnheit, von einem unerhörten und einzigartigen Wissen und Können. Und dieser Mann aus der breiten Masse kommt nun ganz nach oben, wird Führer, führt das größte Heer und die größte Wehrmacht der Welt. Wann war das da? Sehen Sie sich die Geschichte an. Noch nie war das da. Es gab wohl schon mal eine Revolution, bei der der Revolutionsführer Führer von einem Staat wurde, aber da machte die Armee meistens große Schwierigkeiten. Na-

poleon war selbst Offizier, General, als er die Macht bekam. Friedrich der Große war selbst ein König. Er hatte schon die Macht. Cäsar war schon Konsul als Staatsführer, und so war es überall. Es ist erstmalig in der Geschichte aller Völker, daß einer, der es in seinem Soldatenleben bis zum Gefreiten gebracht hat, nun der oberste und unumschränkte Befehlshaber ist, der eine so große Autorität hat, wie sie vor ihm keiner jemals in der Armee gehabt hat, sowohl im Staat als Staatsführer, in der Partei als Parteiführer. Autorität ist überhaupt das größte aller Dinge. Künstlerische Eigenschaften zu haben ist groß, aber Autorität



In angeregter Unterhaltung!

ist größer. Das größte Verbrechen war deshalb ja der 9. November 1918, verbrecherisch nicht, weil ein unfähiger Kaiser abgesetzt wurde, sondern verbrecherisch war, daß man die Autorität beseitigte und keine andere hatte. Man kann nicht Menschen führen, ohne Autorität zu haben. Man kann keine Macht auf Gewalt aufbauen, also nur auf Waffengewalt, auf MG.s usw., sondern sie läßt sich nur aufbauen auf Vertrauen und Glauben. Jeder muß überzeugt sein: dieser Mann kann mehr als ich, ist größer als ich, und er sorgt für mich. Das ist das Schönste und Größte, was ein Volk überhaupt haben kann. Das ist das Herrlichste, und das ist nun heute da. Dieser Mann ist unser Führer. Das ist keine Phrase, sondern eine Tatsache!

Es mag einzelne geben, die dies und jenes auszusetzen haben, die vielleicht vom Zentrum oder vom Marxismus kommen, die nicht zufrieden sind mit einem Kreisleiter oder mit einem Gauleiter oder mit der NSB, oder der Arbeitsfront. Das kann alles noch sein. Es sind auch deren schon weniger geworden, und sie werden noch weniger. Aber ich glaube nicht, daß es jemand wagt, am Führer irgendwie herumzumäkeln. Ich kann mir nicht denken, daß am Führer jemand Kritik übt und daß jemand sagt: „Das, was unser Führer jetzt tut, ist falsch usw.“ Ich habe das Gefühl, als ob der Führer die Menschen absolut in der Gewalt hat. Das geht bei mir persönlich so weit, daß ich nie etwas tun könnte, was der Führer nicht will. Wenn ich weiß, das ist der Wunsch des Führers, dann wird es getan. Wenn ich weiß, er verurteilt das, dann lasse ich das. Es ist um einen Wunsch und ein Gebot des Führers fast etwas, was der Mensch heilig nennt.

Wir haben den Weltkrieg hinter uns. Die Gründe für das Verlieren haben wir genau studiert. Das Schicksal hat uns demonstriert, was die Vernunft ausrichten kann und was es bedeutet, wenn man sich erlaubt, wahn-sinnig zu sein. Wir wissen das alles. Nun fordert das Schicksal wieder auf zum Kriege. Wir wissen alle, wir haben den Krieg nicht gewollt. Es ist wirklich keine Phrase. Wir stecken mitten in der Aufbauarbeit. Jeder einzelne von uns hatte wahn-sinnig zu tun. An Arbeit mangelte es uns wirklich nicht. Wir hatten auch nicht nötig, innere Unruhe nach außen abzuleiten. Wir waren nicht arbeitslos.

Der Krieg kam. Ich selbst dachte: „Mein Gott, das schöne Werk ‚Kraft durch Freude‘, die Arbeitsfront, alles das ist nun kaputt!“ Keiner hat diesen Krieg gewollt,

am wenigsten der Führer. Aber das ist nun mal so, wenn man das Schicksal in Rollen bringt, dann rollt es eben ab. Es gab nur zwei Möglichkeiten: entweder blieben wir jenes Knechts-volk von Not und Elend oder wir gingen den Weg, den unser Führer wollte. Wir kennen noch die Zeit, als man sagte: „Es sind 20 Millionen Deutsche zuviel auf der Welt.“ Wäre dieser Zustand vom Jahre 1932 noch zwanzig Jahre weitergegangen, dann wäre Tatsache geworden, was der Franzose und der Engländer wollten, dann wäre nämlich Deutschland von 60 Millionen auf 40 Millionen heruntergegangen. Hunger und Elend, das war der eine Weg, der bequemere, der Weg der Feigheit,



Eine Aufnahme mit frohgestimmten Gesichtern durfte nicht fehlen

indem wir alles verfallen ließen, wobei die Wirtschaft zugrunde ging und unser Lebensstandard sich immer mehr senkte. Ja, meine deutschen Menschen, man gewöhnt sich auch an die Not wie an den Reichtum, an die Not noch eher als an den Reichtum. Und wenn die Menschen nicht anders wissen und nur zusammenleben mit Menschen, die auch in Not sind, und sich das dann vererbt vom Vater auf den Sohn und vom Sohn auf den Enkel, ja, dann kennen sie schließlich gar nichts anderes mehr. Ein Volk kann sich an die Not gewöhnen. Das war die Absicht unserer Gegner. Das war der eine Weg, oder aber wir gingen den andern Weg, den uns der Führer zeigte, indem wir sagen: „Nein, wir wollen nicht untergehen, sondern wir wollen leben. Wir fassen das Problem an, wir wollen arbeiten, wir wollen besser leben, besser wohnen, uns besser kleiden, mehr zu essen haben. Unsere Kinder sollen es besser haben als wir.“ Das ist der andere Weg. Dieser andere Weg war natürlich gefährlich; er verlangte Mut. Während wir nach dem

ersten Weg in uns zusammenfielen, uns zusammenzogen in unser Elend hinein, war der zweite Weg ein Weg der Expansion. Wir mußten unsere Ellenbogen gebrauchen, wir mußten uns Platz machen. Es wurde jeder dicker, er sah besser aus, er brauchte schon physisch mehr Platz, er verlangte mehr, er wollte besser leben, sich besser kleiden, besser wohnen, sich erholen, Schiffe sollten fahren. Das war der andere Weg. Er war selbstverständlich gefährlicher, weil er von den übrigen Völkern das verlangen mußte, was wir selbst nicht hatten. Infolgedessen mußte sich natürlich unser Appell an die Führer dieser anderen Völker wenden, die das besaßen, was uns fehlte. So teilte England einst selbst in richtiger Erkenntnis die Welt ein. England prägte das Wort von den besitzenden Nationen und den besitzlosen Nationen. Unter den besitzlosen Nationen waren auch wir, die Habenichtse, die „Havenots“. Der Führer hat doch nun wirklich alles versucht, sich mit England zu einigen, ja, es war ihm tatsächlich eine Herzenssache. Ich weiß es! Kurz vor dem Kriege hat der Führer noch gesagt: „England hat eine große Mission erfüllt, wir erkennen das an. England hat seine Verdienste um die Welt.“ Man konnte bloß hoffen, daß die anderen Völker die Vernunft angenommen hatten, um uns das gütlich und freiwillig zu geben, was dieses deutsche Volk verlangen mußte. Aber entschlossen waren wir auch, wenn die Welt das nicht tun würde, uns das zu nehmen und selbst zu holen. An dem endgültigen Ziel, daß wir an den Schätzen der Welt unsern Anteil haben müssen, hat sich seit 1919, seitdem der Führer die völkische Idee prägte, bis heute nichts geändert. Alles, was bis heute geschah, hat der Führer seit 1919 festliegen. Seit dieser Zeit hat der Führer nach einem ganz klaren Plan gearbeitet. Er wollte Deutschland befreien. Und so lief das ganze Programm ab.

Die übrigen Menschen sagten: „Um Gottes Willen, das geht nicht gut.“ Er zwang die übrigen Parteien unter seinen Willen, weiter gar nichts. Der Plan des Führers liegt absolut fest. Er wird das Reich wieder aufrichten, ein ganz klarer Plan, ganz konkret mit allen Einzelheiten.

Das Schicksal rollt nun ab. Deutschland hat die Freiheit gewollt. Wir haben dem deutschen Menschen immer gepredigt: „Du mußt frei werden!“ Jetzt sind wir auf dem Wege dahin. Nun darf ich nicht nachgeben und sagen: „Ja das habe ich nicht gewollt, ich habe wohl das und das gewollt, aber dieses nicht.“ Nun heißt es, sich anstrengen. Wir müssen immer noch mehr arbeiten als wir schon getan haben, denn wir wissen noch nicht, was wir morgen tun müssen und was man übermorgen für Opfer von uns fordert. Aber davon bin ich überzeugt, daß das deutsche Volk heute die Kraft und den Willen hat, durchzuhalten, weil der Führer es so will. Und hier komme ich wieder darauf zurück, daß das eine heilige Mission ist, die wir zu erfüllen haben, und daß uns eine große Aufgabe vom Schicksal gegeben worden ist. Wir können glücklich sein, diese Zeit erleben zu können.

Der Führer wird die Aufgaben zu meistern wissen. In ihm sind alle großen Männer zusammengeballt. Ich bin überzeugt, alle großen deutschen Genies, alle großen deutschen Kaiser, Heinrich I., II. und III., Konrad, Maximilian, Friedrich der Große, alle sind in diesem Manne verkörpert. Es geht zur letzten großen Epoche, oben ist die Freiheit, oben scheint die Sonne, oben ist die Führung, oben ist das Herrrentum, oben sind Reichtum und Glück! Heute entscheidest du das Schicksal für deine Kinder und Kindeskinde, es entscheidet sich das Schicksal für Generationen. Wenn du heute versagst, dann werden Generationen nach dir tausend Jahre lang arme Schlucker und Proleten bleiben. Kämpfen müssen wir!

Ein Sozialist muß ein Kämpfer sein, ein fanatischer Kämpfer, nicht mit Phrasen, nicht mit Worten, sondern er muß bereit sein, etwas einzusetzen. Deutsche Menschen sollen Herrenmenschen sein, nicht Proleten. Wir glauben, das Zeug dazu zu haben. Wir ruhen nicht eher, bis England militärisch vernichtet ist. Das ist die besondere Mission, von der ich vorhin sprach. Es handelt sich jetzt nicht darum, eine höhere Stufe zu erreichen, sondern vielmehr darum, oben die Plattform, die höchste



Dr. Len vor seiner Rede, während der Begrüßungsworte von Dir. Dr. Alberts

Spitze zu erreichen. Wir wollen Führer sein, ein Führervolk. Im Weltkrieg prägten sie das Wort: „Die Deutschen bezahlen alles.“ Heute sagen wir: „England bezahlt alles.“

Wir müssen in unser Volk hineinragen, was ein Mann mit dem Gesicht eines Tigers damals im Weltkrieg mit seinem fanatischen Haß und Willen vermocht hat, ein Greis von 77 Jahren (Clemenceau). Wir sind jung, der Führer ist im besten Mannesalter, befeelt mit einem eisernen Willen, einem fanatischen Glauben. Es müßte schon mit dem Teufel zugehen, wenn wir nicht unser Volk nach sieben Jahren Erziehung, mit einer solchen Partei, mit einem solchen Apparat zu einem fanatischen Siegeswillen bringen könnten. Das wäre denn doch gelacht.

Ob heute oder morgen oder übermorgen der Krieg ausgeht, ist gleichgültig. Wer über den Sieg diskutiert, hat in unserm Volke keinen Platz. Jeder muß von vornherein überzeugt sein: Wir siegen, wir siegen, wir werden siegen!

Wir werden kämpfen mit unserer Kraft. Wir haben heute die Mittel und die Kraft und den Glauben von 84 Millionen Menschen, ein Block, der hinter unserm Führer steht. Heil Hitler!



Aufnahmen (8): Lindemann

Die Rede vor den Amtswältern

Die Rede wurde begeistert aufgenommen. Betriebsobmann Pg. Zimmern dankte dem Reichsleiter für seine markanten Ausführungen und dafür, daß er das Werk besucht habe. Er könne sich darauf verlassen, daß jedes Gefolgschaftsmitglied mit unverbrüchlicher Treue, auch, wenn es sein müßte, das Letzte für unseren großen Führer hergeben würde. Nach dem Wort des englischen Lords Fisher, der für die englische Politik die Parole ausgegeben habe „Hart, unnachgiebig, unbarmherzig!“, würden alle im Kampf gegen dieses England hart, unnachgiebig, unbarmherzig sein bis zum Siege.

Unser ist die Macht!

Von H. Z., Ruhrstahl A.G., Witten

Es liegt das Werk
Im Dunkel geduckt.
Nur hier und da
Ein Lichtschein zuckt.
Maschinen stampfen
Und Schöte dampfen,
Es pulst das Herz

Aus Stahl und Erz.
Ueber allem liegt Nacht ...
Der Feind vielleicht lauert
Zu treffen uns hart,
So mancher Flieger
Am Steuer lauert,
Nach schnellem Start.

Doch über uns wacht
Eines Gottes Walten,
Und des Führers Wille
Das Glück wird halten.
Und nie wir wanken,
Auch nur in Gedanken. —
Unser ist die Macht...

WERKSTOFF EISEN

Von Franz Blume

(2. Fortsetzung)

Technisch brauchbares Eisen enthält, wie bereits in der Einleitung gesagt, Kohlenstoff, und durch mehr oder weniger hohen Gehalt an Kohlenstoff werden in erster Linie die verschiedenen Eigenschaften unseres Werkstoffes hervorgerufen.

Bei Betrachtung der primitiven Eisengewinnungsprozesse der Alten haben wir gesehen, wie bei den im Schmelzofen herrschenden Temperaturen der Kohlenstoff des Brennstoffes chemisch auf die Eisenerze wirkt, ihnen den Sauerstoff entzieht, mit diesen das Gas entweicht und Eisen im freien Zustand zurüdläßt. Dieses Eisen ist gleich nach dem Freiwerden vom Sauerstoff auch frei von Kohlenstoff. Es ist dann in inniger Berührung mit kohlenstoffhaltigen Gasen (Kohlenoxyd) und jetzt folgt ein für die Eisengewinnung sehr wichtiger Vorgang: aus diesen Kohlenoxydgasen nimmt das Eisen nach bestimmten Gesetzen Kohlenstoff auf. Der Kohlenstoff wird vom glühenden Eisen gelöst, ähnlich wie Salz oder Zucker vom Wasser gelöst werden. Je höher die Temperatur des Eisens, desto mehr Kohlenstoff vermag es zu lösen.

In den Defen der alten Völker waren die Temperaturen oft sehr niedrig und darum konnte dann nur wenig Kohlenstoff vom Eisen aufgenommen werden. Funde aus jenen Zeiten zeigen uns noch heute, daß in vielen Fällen der „Eisenschmied“ Pech gehabt hat. Man fand z. B. Schwerter aus weichem, nur wenig Kohlenstoff enthaltenden Eisen, die man wie Bandeisens biegen konnte. Eine solche Waffe hat sicher weder dem Erzeuger noch dem Besitzer Ehre machen können. Erst allmählich haben es dann Köhner fertiggebracht, durch bewußt mehr oder weniger heiße Ofenführung und weiter durch bestimmte Regelung des Schlackenflusses planmäßig entweder weiches Schmiedeeisen oder harten und härtbaren Stahl zu erzeugen. Wir sehen, daß die Eisenerzeugung auch damals nicht so einfach war, wenigstens nicht die eines guten Stahles. Viel Mühe und Geduld mußte aufgebracht werden, um schließlich einen Klumpen guten Stahl von kaum mehr als 1 Kilogramm Gewicht zu erhalten.

Die nie ruhende Entwicklung hatte von den einfachen Renngruben zum Bau von Rennherden geführt. Als Baustoff dienten nun schon behauene Steine, Eisenplatten, angeschmolzenes Erz und eine Art Kohlenlöse, letztere zum Ausstampfen des Herdes. Früher bei uns in Deutschland von den Bauern als Nebenberuf betrieben, hatte sich nun ein besonderes Gewerbe gebildet, das sich mit der Gewinnung und Verarbeitung des Eisens beschäftigte. Dort, wo Eisenerz in zusagender Güte und Menge gefunden wurde, wo weiter das Brennmaterial zur Verfügung stand, an Bergabhängen, wo der natürliche Wind ausgenutzt wurde, entstanden vorwiegend in deutschen Ländern die Waldschmieden — „Waldschmitten“, „Wasserschmitten“, „Luppen schmitten“, „Zerrennfeuer“ und wie die alten Namen heißen. Hier wurde Erz auf Eisen verschmolzen und meist auch gleich weiter verarbeitet. Weiter wurden aber auch schon Eisenbarren als wertvolles Halbzeug an andere Stellen verhandelt. Solch alte Eisengewinnungsstätten waren die im Siegerland, in Kärnten und Steiermark. Allgemein betrachtet muß man sagen, daß die Eisengewinnung bis ins Mittelalter keine wesentlichen Fortschritte gegenüber der der alten

Völker gemacht hat. Aber Eisen war jetzt zu einem der wichtigsten Werkstoffe geworden und auf dem Gebiet der Eisenverarbeitung wurde bei uns in Deutschland von den Klingenschmieden, Kunstschmieden, Schlossern und anderen Gewerben ganz Hervorragendes geleistet.

Die Nachfrage nach Eisen wurde immer größer, und es war natürlich, daß man versuchte, an Stelle der Rennherde Defen zu bringen, die eine größere Schmelzleistung hatten. So entstanden niedrige Schachtöfen unter den Namen „Stücköfen“, „Wolfsöfen“, „Bauernöfen“ u. a. Die Defen hatten viereckigen Querschnitt, eine Höhe von etwa 2,5 Meter und oben eine Gicht zum Einschütten der Erze und Holzkohlen. Der Name „Gicht“ stammt aus dem Altdeutschen vom Wort „geben“ und „Begichten“ heißt heute noch das Aufgeben oder Nachgeben von einzuschmelzendem Material und Brennstoff in einen Schachtöfen. Der untere Teil der vorderen Seite des Stückofens, „die Brust“, wurde mit Lehm verschlossen und jedesmal geöffnet, wenn nach dem Schmelzen die Eisenteile oder „Wölfe“ aus dem Ofen gewonnen wurden. Nun hatte man aber bald mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, denn die bis dahin gebräuchlichen, mit der Hand betriebenen Blasebälge konnten den größer gewordenen Defen in vielen Fällen nicht genügend Luft oder „Wind“ zuführen. Die Temperaturen waren zu niedrig, der Ofengang war nicht sachgemäß durchzuführen. Man kam zum mechanischen Antrieb der Gebläse, zuerst mittels einer Art Göpels oder auch mit Treträdern; beide von Menschen oder Pferden betätigt, und später zur Ausnützung der Wasserkraft durch Wasserräder.

Die Anwendung der Wasserkraft brachte dann eine vollständige Umstellung der Eisenerzeugungsverfahren. Zuerst war ein Ortswechsel der Eisenindustrie die Folge. Man mußte aus den Wäldern, von den Bergeshöhen hinab ins Tal, an die Wasserläufe. Die Wasserräder wurden weiter benutzt zum Antrieb von Pochwerken, zum Zerkleinern grobstückiger Erze und vor allem zum Bewegen schwerer Hämmer, mit denen die glühenden Eisenklumpen nun gründlicher durchgeschmiedet und von eingeschlossener Schlacke befreit werden konnten. So entstanden die ersten Hüttenwerke. Aber auch ein Nachteil war bei dieser Entwicklung. Während man bis dahin die Eisenerze gleich an der Fundstelle verschmolz und auch den Brennstoff, die Holzkohle, in der Nähe der Schmelzöfen herstellte, mußte man nun Erz und Brennstoff per Achse an die an den Wasserläufen liegenden Eisenhütten bringen, was sicher bei den damaligen unbefestigten Wegen, besonders in Wald- und Berggebieten, und mit den einfachen Pferdegespannen nicht leicht gewesen ist.

Diese Schwierigkeiten mußten aber in Kauf genommen werden, da, wie oben gesagt, der immer mehr wachsende Eisenbedarf zur Vergrößerung der Betriebe drängte. Jetzt konnten größere Windmengen und Windpressungen bei größeren Schmelzöfen angewandt werden. Die verstärkte Windzufuhr bewirkte in den höheren Defen höhere Temperaturen und, wie schon erwähnt, steigt mit der höheren Temperatur die Neigung des Eisens, Kohlenstoff aufzunehmen. Mit der Erhöhung des Kohlenstoffgehaltes ist aber zugleich eine Herabsetzung des Eisenschmelzpunktes verbunden. Es sei hier zum

Vergleich an die allen Lesern bekannte Tatsache erinnert, daß der Schmelzpunkt bzw. Gefrierpunkt des Wassers von 0 Grad Celsius durch Aufnahme von Salz erniedrigt wird. Streut man z. B. Kochsalz auf Eis von 10 Grad unter Null, so wird das Eis aufgetaut, die flüssige Schicht Wasser—Kochsalz hat (Sättigung vorausgesetzt) jetzt einen Schmelz- oder Gefrierpunkt von etwa 20 Grad unter Null, ist also bei -10 Grad noch flüssig. So ist es auch beim Eisen. Reines kohlenstofffreies Eisen schmilzt bei 1524 Grad Celsius, Eisen mit etwa 3,5 v. H. Kohlenstoff schon bei etwa 1200 Grad Celsius. Diesen Betrag von etwa 3,5 v. H. Kohlenstoff konnte das Eisen in den höheren Ofen bei guten Windverhältnissen aufnehmen. Die Folge war, daß, wenn die Temperaturen im Ofen genügend hoch waren, manchmal nicht mehr teigförmige Eisenklumpen im Innern des Ofens als Schmelzerzeugnis erzielt wurden, sondern das Eisen zum Schrecken der Ofenleute als flüssige Masse den Weg ins Freie suchte. Man hat dann das erstarrte Metall zu verwenden gesucht, es wieder auf Schmiedehitze gebracht, um es unter dem Hammer zu schmieden, aber das Eisen ließ sich nicht verformen, es zersprang wie Glas. Diese trüben Erfahrungen hat man sicher an mehreren Stellen gemacht und ist auch wieder hier und da auf weniger hohe Ofen, die mit Sicherheit schmiedbare Eisenklumpen als Endprodukt ergaben, zurückgegangen. Das flüssige Eisen hielt man für minderwertig und gab ihm, um diese Minderwertigkeit zu kennzeichnen, den Namen Roheisen.

Bald aber hatte man erkannt, daß das Roheisen, besonders eine Sorte desselben, das Eisen mit grauem Bruchaussehen, ein Werkstoff war, der sich zur Herstellung von Gußwaren eignete. Mit dem neuen Werkstoff waren auch die Eisengießereien entstanden. Man goß um 1450 schon gußeiserne Kanonen, Kanonenkugeln, Kochtöpfe, Ofenplatten und viele andere Sachen. Wie



Alter Stückofen

die Kunstschmiede aus dem Werkstoff Schmiedeeisen handwerksmäßig dem Volksempfinden jener Zeit entsprechende, uns heute noch begeisternde Werke schufen, so entstand jetzt der Kunstgießer, der aus dem Werkstoff Gußeisen kostbare Ofen- und Brunnenplatten und dergleichen herstellte. So brachte die Vergrößerung der Stücköfen nicht, wie es zuerst schien, Fehlschläge, sondern einen sehr großen Fortschritt. Den Eisenhüttenleuten jener Zeit waren die oben kurz angedeuteten Vorgänge, Kohlenstoffgehalt und Schmelzpunktniedrigung, vollkommen unbekannt. Erst seit etwa hundert Jahren wissen wir, daß Kohlenstoff im Eisen enthalten ist und die Eigenschaften des Eisens beeinflusst.

Vorerst hat man auch ein- und dieselben Ofen nach Belieben zur Herstellung von schmiedbaren Eisenstücken (den Wölfsen oder Luppen, von lat. Lupus = Wolf) oder von flüssigem Eisen benutzt. Bei weniger starker Windführung blieb das teigförmige Eisen im Kohlenstoffgehalt niedriger und war schmiedbar, während bei stärkerer Windzuführung hochgekohltes, flüssiges, gießbares Eisen gewonnen wurde. Der immer höher werdende Schachtöfen, der später ausschließlich zur Erzeugung des Roheisens diente, wurde dann Hohofen oder Hochofen genannt.

Man fand dann aber weiter — und das war wohl noch wichtiger als das Kennenlernen des Roheisens, daß eben dieses Roheisen, im flüssigen Zustand innig mit Luft in Berührung gebracht, schmiedbar wird. Es war so die Möglichkeit gefunden, Schmiedeeisen und Stahl nicht nur wie früher mittels des Rennprozesses direkt aus den Erzen, sondern auch durch das sogenannte Frischen des flüssigen Roheisens zu gewinnen. Das Wort „Frischen“ deutet an, daß man das Roheisen als krank oder matt betrachtete und glaubte, es durch Behandlung mit Luft wieder gesund und frisch machen zu können.

(Fortsetzung folgt)



Gußeiserner Brunnen

Beruf und Familie

Wir haben in den letzten Jahren gesehen, wie behördlicherseits erhebliche Anstrengungen gemacht wurden, den jungen Menschen beim Eintritt in das Leben, in den Beruf, den Weg durch geeignete Berufsberatung zu erleichtern. Man geht hierbei verschiedene Wege, sei es einfache Befragung, Prüfung der geistigen und praktischen Fähigkeiten oder gar psychologische Eignungsprüfung. Das gemeinsame Ziel ist, dem Ratsuchenden auf Grund der getätigten Feststellungen einen Berufswunsch zu bestätigen oder, wenn ein solcher noch nicht scharf genug herausgearbeitet vorliegt, ihn in einer bestimmten Richtung zu beeinflussen. Im Idealfall, wo offene Stellen und Berufswünsche sich einigermaßen ausgleichen, mag alles ganz gut gehen und nur eine geringe Fehlleitung aufkommen. Anders verhält es sich aber schon im Mangelfall, das heißt, wenn für einen bestimmten Beruf, der nur gering aufnahmefähig ist, viele Meldungen vorliegen, oder aber für einen Beruf erheblicher Nachwuchsbedarf vorliegt und kein Nachwuchs hierfür gefunden werden kann. Dann tritt es ein, daß Verschiebungen, gewollt oder ungewollt ist ganz gleich, vorkommen. Ein Teil der Jungen kommt nun in einen Beruf, der ihn nicht ganz erfüllt, und es besteht die Gefahr der Minderleistung, wenn nicht gar die Flucht aus diesem manchmal aufgezwungenen Beruf.

In der Praxis hat sich nun gezeigt, daß eine Anzahl Fehlschlüsse bei der jetzigen Methode der Berufsberatung nicht ganz verhindert werden können, an deren Beseitigung gearbeitet werden muß. Viel Glück und Arbeitskraft können hierbei freigelegt werden, und wir alle müssen dabei mitwirken. Man kann diese Fehlschlüsse in der Werkstatt, in der Schule und bei den Älteren in den abendlichen Umschulungslehrgängen immer wieder beobachten. Während in den letzteren (Umschulungslehrgängen) von tatkräftigen Arbeitstameraden nun versucht wird, ihr Lebensschifflein in eine andere Richtung zu bringen und ihrem Leben durch die Neuwahl eines Wunschberufes neuen Inhalt zu geben, ist die erste Gruppe meist für den Fachberuf verloren. Sie wechseln häufig schon bald nach ihrer Lehre je nach ihrem Tatwillen und den geistigen Fähigkeiten hinüber in das große Niemandsland der Sammelberufe. Der Zweck aber, tüchtigen Nachwuchs in reinen Fachberufen mit Aufstiegsmöglichkeiten zu gewinnen, wurde nicht erreicht. Große Unkosten, viel Zeit und Mühe sind umsonst veran.

Dieses trifft auch zu, wenn junge Menschen ihres Berufes aus obigen oder anderen Gründen nicht recht froh geworden sind und mit der glatten Ausrufe auf die Frage „Was nun?“ einfach erwidern: „Ach was, ich



Aufn.: S. Liebetrau

Während der Facharbeiterprüfung für Schmiede

werde mich freiwillig melden, diene zwölf Jahre und dann findet sich für mich schon ein Platz im Verwaltungsdienst.“ Bei aller Hochachtung vor dem Wehrwillen der Jugend und der Ehrbarkeit des deutschen Beamten muß aber hier betont werden, daß dieses Notventil nur für wenige, wirklich tüchtige Menschen geöffnet bleibt. Der Rest bleibt auch hier auf der Strecke, endgültig gescheitert. Die Zeit des Zwölfsendertums liegt hinter uns, sie kommt niemals wieder.

Da wir nun bald wieder eine Entscheidung treffen müssen, welchen Beruf unsere Kinder ergreifen sollen, ist es zweckmäßig, eine Seite einmal stärker in Erscheinung treten zu lassen, die bisher verhältnismäßig wenig bei der Berufswahl von den breiteren Schichten beachtet wurde. Es ist nämlich keine Stelle so hervorragend dazu geeignet, die Fehler, die bei einer Berufsberatung auftreten können, abzustellen, wie die Familie. In ihr hat der junge Mensch seine Kinderjahre verbracht, sie gab ihm ihr Bestes, ihr Erbgut. Mögen alle technischen Versuche dazu da sein, den jungen Menschen einige Augenblicke in seinem Leben festzuhalten und ihn zu analysieren, es bleibt Stückwerk, wird diese Analyse nicht ergänzt durch den Versuch, das, was im Prüfling steckt, zu entdecken und als Faktor, vielleicht dem wichtigsten mit zu bewerten.

Wir haben daher die Pflicht unseren Kindern gegenüber, alle Erscheinungen zu beobachten, sie als fördernd oder hemmend für einen bestimmten Beruf auszuwerten. Eitelkeit und der Wunsch, unser Kind soll es einmal besser haben als wir selbst, müssen zurückgedrängt werden, wir schaden ihm nur mit allzu großer Fürsorge. Später im Lebenskampf wird es um so schwerer.

Beobachten wir daher scharf die Anlagen, die in ihm stecken, es ist für uns ja viel leichter als für den Berufs-

berater, der den Jungen nur kurze Zeit zur Beurteilung bei sich hat. Denken wir einmal über die Berufe der engeren und weiteren Glieder unserer gesamten Familiensippe nach, was waren die Großväter, und wenn man es erfahren kann, noch weitergehende, aufsteigende Linien? Es kommt gerade bei technischen Berufen darauf an, tatsächliche Merkmale der Veranlagung in der Familie hierfür, nicht nur zeitweise auftretender Bastelsinn, sondern tieferes, technisches Denken, und man kann es hier ruhig einmal anwenden, technisches Fühlen verborgen liegt. Kein Zurückschrecken vor technischen Dingen, sondern beherztes Zupacken verspricht uns einen Erfolg. Wer später nicht mit Leib und Seele dabei sein kann, ist zu bedauern, sein Aufstieg ist innerlich gehemmt, er ist zum Stümperdasein verurteilt.

Fassen wir daher alle die kleinen Erkenntnisse aus dem Dasein des jungen Menschen zusammen, prüfen wir

ernstlich (wünschen wir es nicht in ihn hinein, es gelingt uns doch nicht!) das, was wirklich in ihm steckt, stellen wir die Anforderungen des ausgewählten Berufes diesem allen gegenüber, besprechen wir danach alles gründlich mit dem fachlich gebildeten Berufsberater, dann haben wir getan, was wir tun konnten.

Nunmehr besteht weitgehends die Hoffnung, daß der Lebensweg des jungen Menschen in einen echten Beruf (es kommt ja von Berufung her!) hineinmündet. Vergessen wir nur eins nicht, nicht aus falscher Eitelkeit oder übertriebener Elternliebe einen Lebensweg leicht machen wollen, das Ende ist um so schwerer. Eine harte Jugend bringt reife, starke Männer. Wir stehen vor der Entscheidung: So oder so!

Erich Ulrich, Stahlwerk Krieger

Hilfskreuzer „Wolf“ fünfzehn Monate auf Kaperfahrt

Ein Werkstamerad erzählt
seine Kriegserlebnisse

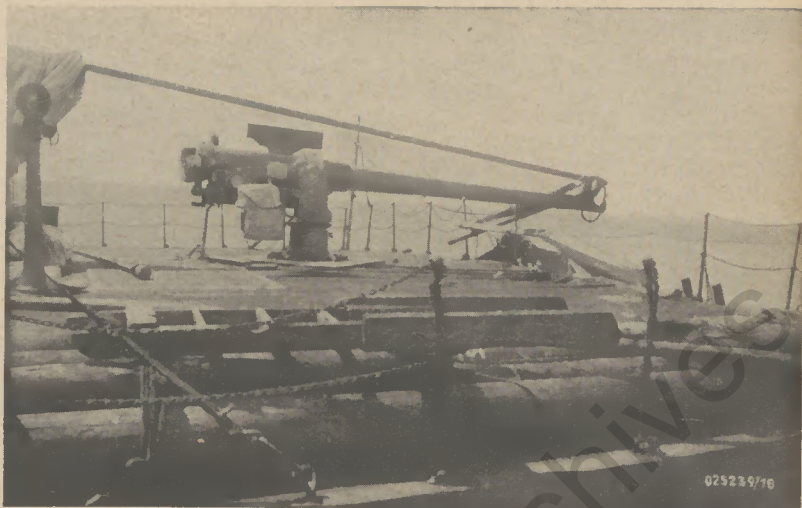
(22. Fortsetzung)



Blauschwarz lag die Insel unter dem Bergriesen. Einzelheiten waren kaum zu erkennen. Uns zugewandt lief unablässig die glühende Lava ins Meer und brachte das Wasser zum Kochen. Wolken von Wasserdampf stiegen unablässig auf und hüllten die Insel in Nebel. Vor uns sahen wir schon die Insel Soembawa, und nun ging es in die Allasstraße hinein. An Fischerbooten vorbei suchten wir nun unseren Weg zurück in den Indischen Ozean. Dunkel war es geworden und hell loderten die Feuer am Heck der Fischerboote auf. Eine frische Brise wehte uns aus dem Indischen Ozean entgegen. Die starke Strömung trieb uns rasch vorwärts, kaum konnte man noch Land an unseren Seiten ausmachen. Der „Wolf“ ging langsam an, sich in der Dünung zu bewegen. Pfeifen, Raffeetassen und Aschenbecher wanderten über die Tische. Wir waren durch, waren wieder im freien Ozean. Jede Bewegungsfreiheit war uns wieder zurückgegeben. Jetzt konnte wieder der „Wolf“ frei schalten und walten. Nordwestlich zogen wir davon, strichen an den Kokosinseln vorbei, dort wo unsere „Emden“ nach heldenhaftem Kampf mit dem Kreuzer „Sydney“ sank. „Wir grüßen dich, du tapferes kleines Schiff dort auf einsamem Felsenriff, und ganz Deutschland grüßt dich durch uns. Wir versprechen dir, das zu vollenden, was du und deine tapfere Besatzung so schneidig begonnen hast!“

Wir näherten uns jetzt dem Schiffahrtsweg Colombo — Australien und hofften, hier auf gute Beute zu stoßen; tagelang pflügten wir auf Nordwestkurs durch die ruhige See, kein Segel, keine Rauchwolke war auszumachen. Es schien schlecht, sehr schlecht hier draußen mit Schiffen bestellt zu sein. Für uns traurige Ausfichten. Wir litten wieder an unserer chronischen Kohlenkrankheit. Nur ein großer Kohlendampfer konnte uns retten. Was waren wir auch schon durch die Meere gejagt, wie oft hatten wir schon den Äquator passiert, mancher „Olle Seemann“, der ein Leben lang zur See fuhr, war nicht so oft über die Linie gekommen, wie wir in den 300 Tagen, die wir uns nun schon herumtrieben. Unser Flugzeug, das wir von Bai-Goi aus unter Deck verstaubt hatten, wurde wieder aufmontiert. Wir standen jetzt wieder vor dem „Anderthalb-Grad-Kanal“ südlich von Colombo und überwachten die Schiffahrtswege von da nach Australien und Südafrika. Erfolglos kreuzten wir schon mehrere Tage, da machte vormittags der Wachoffizier eine Rauchfahne nördlich von uns aus. Sofort wurde unser „Wölschen“ ausgesetzt, um sich die Rauchfahne etwas näher anzusehen. Zurückkommend meldete das Flugzeug einen größeren Dampfer auf gleichem Kurs. Wir liefen ruhig weiter, erst wurde noch Mittag gemacht, und nach dem Essen sollte er dann genommen werden.

Romisch, das Essen wollte heute so recht nicht schmecken, alles fieberte der neuen Priße entgegen. Früher als sonst stand alles an Deck und versuchte, die Rauchwolke zu finden, die von den unteren Decks aus kaum auszumachen war. Wir gingen dann auf Gegenkurs und näherten uns nun schneller. Ein großer Dampfer war es und lief nicht schneller als der „Wolf“, wie man leicht an seiner hohen Bugwelle feststellen konnte. Nach unserem Warnungsschuß zeigte er die japanische Flagge, doch unserem Signal: „Stoppen Sie sofort!“ schenkte er keine Beachtung. Er drehte scharf ab und versuchte, uns davonzulaufen. Beim Abdrehen sahen wir, daß das Schiff bewaffnet war, er versuchte also auszureißen und uns mit seinem Hedgeschütz in Schach zu halten. Eine Geschützbedienung machte das Schußfeld klar, um den Hilfskreuzer unter Kriegsflagge anzugreifen. Aber da hatte sich die gelbe Kaze doch in dem „Wolf“ versehen. Wir waren nicht nur stärker, wir waren auch schneller als die „Japsen“. Die erste Salve von uns prasselte ihm entgegen, drüben flogen die Fejen, Splitter und Menschenleiber wirbelten durch die Luft — die Geschützbedienung des „Gelben“ war nicht mehr; es sollte ihm wohl vorläufig genügen und ihn zum Gehorchen zwingen. Doch, was war das, waren die Leute wahnsinnig geworden? Wieder stürzte eine Geschützbedienung heran. Diese gelben Kazen kannten kein „Ergeben“. Wenige Augenblicke später riß eine Salve von vier Geschützen diese Wahnwichtigen hinweg. Eine Hölle brach auf dem Achterdeck des Japaners rund um sein Geschütz los. Auch unser Flieger wollte mit dabei sein und warf ihm eine Bombe aufs Schiff. Immer noch nicht ergab sich der Dampfer. Der Funke sandte seine SOS-Hilferufe verzweifelt durch den Aether, natürlich lagen unsere Funken auf der Lauer und störten mit ihrem starken Apparat sofort die Hilferufe, so daß sie nur verstümmelt empfangen werden konnten. Aber nur dieses eine Mal gelang es dem Japaner. Zum zweiten



Das Hedgeschütz der „Hitachi-Maru“ — Unter dem Geschützrohr ein Treffer

Male reichte ihm die Zeit nicht mehr zum Rufen. Zwei 15-Zentimeter-Granaten fuhren durch seine Funterbude, und durch den Luftdruck flog der Funke zur Tür hinaus an Deck. Eine weitere Granate räumte auf der Brücke auf. Da schienen die drüben zur Besinnung zu kommen. Der Dampfer stoppte und blies Dampf ab, sich in das Unabwendbare ergebend.

Drüben schien eine Panik ausgebrochen zu sein. Wie wild geworden rasten die Menschen über die Decks, sprangen über Bord, drängten sich um die Rettungsboote, die ohne Sinn und Verstand, anscheinend von Laien, ausgeschwungen wurden und kopfüber ins Wasser stürzten. Verzweifelt hingen ganze Trauben von Menschen festgekrallt an den Booten. Alles flüchtete in Todesangst von der „Hitachi-Maru“. Allein nur stand der Kapitän hoch oben auf der Brücke. Wohl an hundert Menschen trieben im Wasser und rangen verzweifelt um ihr Leben. Unsere Kutter und japanische Boote waren eifrig dabei, all die Leute aufzufischen. Hinter dem Japaner sahen wir jetzt eine ganze Anzahl vollbesetzter Boote treiben, so daß wir annahmen, das Schiff habe eine Menge Passagiere an Bord. Zuerst wurden die Boote herangeholt und Passagiere und Mannschaft an Bord genommen und mit warmem Essen und Getränken versorgt, erst dann ging unser Prißenboot hinüber zur „Hitachi-Maru“, um von dem Schiff Besitz zu ergreifen. An Bord waren nur noch der Kapitän und der leitende Ingenieur. Der Kapitän machte einen gänzlich verstörten Eindruck und erklärte, mit seinem Schiff untergehen zu wollen. Nur gezwungen verließ er sein schönes Schiff. Der leitende Ingenieur blieb an Bord und bekam von uns ein starkes Arbeitskommando, um auf dem Schiff, das unter der Beschießung gelitten hatte, aufzuräumen und es vielleicht wieder seetüchtig zu machen. Während auf dem Japaner fieberhaft ge-



Auf dem Promenadendeck der „Hitachi-Maru“ nach der Beschießung



Munitionskammer der „Hitachi-Maru“

arbeitet wurde, bestatteten wir auf dem „Wolf“ die sechzehn Toten der „Hitachi-Maru“ nach seemannischem Brauch. Der Kapitän des Dampfers hielt die Leichenrede und danach glitten die Gefallenen einer nach dem anderen über die Reling in die klaren Wasser des Indischen Ozeans.

(Fortsetzung folgt.)

Arno Trunt

DIE ECKE DES SCHACHSPIELERS

Ein interessanter Beratungskampf

Die folgende, kürzlich in Wien als „Beratungsschnellkampf“ gespielte, Partie ist bemerkenswert durch die klassische Ausnützung eines Schablonenzuges.

Weiß: Stöckl und Rehacek.

Schwarz: Müller und Haberdiß.

- | | |
|----------|-------|
| 1. e2—e4 | c7—c6 |
| 2. c2—c4 | d7—d5 |

Die einfachste Entgegnung! Minder gut wäre 2. —d6, wonach Weiß mit 3. d4 Überlegenheit im Zentrum erhält.

- | | |
|------------|---------|
| 3. c4 : d5 | c6 : d5 |
| 4. e4 : d5 | Sg8—f6 |

Eine gut spielbare Variante des angenommenen Damengambits ergibt 4.—Dd5: Die verbündeten Nachziehenden wollten jedoch ein fast unbekanntes Verteidigungssystem erproben, daher der mehr verpflichtende Textzug.

- | | |
|------------|--------|
| 5. Lf1—b5+ | Lc8—d7 |
| 6. Lb5—c4 | b7—b5 |
| 7. Lc4—b3 | Ld7—g4 |
| 8. f2—f3 | Lg4—f5 |

Weniger herausfordernd war die Folge 8.—Lc8, 9. De2, a6 nebst Lb7.

- | | |
|------------|---------|
| 9. Dd1—e2 | a7—a6 |
| 10. Sb1—c3 | Sb8—d7? |

Dieser a tempo gespielte Schablonenzug, an Stelle dessen b4 oder h5 und dann erst Sbd7 geschehen mußte, legt den Grund zum Verlust der Partie.

- | | |
|-------------|----------|
| 11. g2—g4! | Lf5—g6 |
| 12. f3—f4 | b5—b4 |
| 13. f4—f5 | b4 : c3 |
| 14. f5 : g6 | c3 : d2+ |

Im „Handgemenge“ der Blisanalyse hatten die Nachziehenden vergessen, den auf d4 gezogenen Bauern auf seinen richtigen Standort zurückzustellen, sonst hätte die geplante Fortsetzung 14.—Da5(!) treffliche Gegenchancen geboten. Nach dem erzwungenen Textzug handelt es sich für Schwarz nur mehr darum, das unvermeidliche Ende der verlorenen Schlacht solange als möglich hinauszuschieben.

- | | |
|--------------|--------|
| 15. Lc1 : d2 | h7—g6: |
| 16. g4—g5 | Sf6—h5 |

Mit der Eventualdrohung Sg3, die von Weiß sofort pariert wird.

- | | |
|------------|--------|
| 17. Sg1—h3 | Dd8—d7 |
| 18. 0—0 | Dd8—d7 |

Natürlich nicht Sd5: wegen der vernichtenden Antwort Df3! (und La4+)

19. d5—d6!

Beginn der Strafexpedition!

- | | |
|-------------|--------|
| 19. — — — | e7—e6 |
| 20. Ld2—a5! | Sb6—c8 |

„Jetzt schnell noch den Bauern d6 erobern und dann mag sich der Feind den Kopf zerbrechen, wie der Angriff weiterzuführen ist.“

- | | |
|----------------|----------|
| 21. Tf1 : f7!! | Ke8 : f7 |
|----------------|----------|

Ebenso hoffnungslos wäre natürlich Df7:, 22. Le6: usw.

- | | |
|-------------|---------|
| 22. Ta1—f1+ | Sh5—f6 |
| 23. g5 : f6 | g7 : f6 |

24. Lb3—e6+! Eleganter Gnadenstoß! Schwarz gibt auf. Eine hervorragende taktische Leistung.

SPORT IN UNSEREN WERKEN

Jahresbericht der Abt. Schießen in der BSG. Heinrichshütte

Im Januar 1939 begann die neugebildete Schießgruppe der BSG. Heinrichshütte ihre Schießübungen in zwei Abteilungen, und zwar für die Kameraden aus Welper an der „Friedenseiche“ in Welper und für die Kameraden aus Hattingen auf den Schießständen an der Schulenburg. Es zeigt sich, daß die Neugründung kein Fehlschlag war, denn die Beteiligung von alten und jungen Schützen war eine äußerst rege, die bei den verzwachten Arbeitsverhältnissen nicht hoch genug gewertet werden kann. Im Laufe des Frühjahrs und Sommers

konnten für die einzelnen Betriebsabteilungen eigene Schießgruppen noch nebenher aufgestellt werden, und zwar für die M 4, M 5, M 6 und die Ba.

Bis zum Beginn des Krieges waren die Stände täglich, besonders Sonntags, von der Schießgruppe der BSG. besetzt. Geschossen wurde im Jahre 1939 nur Kleinkaliber auf 50 Meter Entfernung in allen drei Arten: liegend, kniend bzw. stehend. Anfang des Krieges flaute der Betrieb naturgemäß zunächst ab, um aber bald wieder im Rahmen des Möglichen auf-

genommen zu werden. Um einen Ueberblick über die Beteiligung zu haben, bringen wir nachstehend den Munitionsverbrauch der einzelnen Schießgruppen:

Gruppe	Beginn der Übungen	Schußzahl	Stärke der Gruppe
Belper	22. 1. 39	rund 15 000	22
Hattingen	22. 1. 39	rund 8 000	26
M. 4	10. 5. 39	rund 5 000	30
M. 5	10. 5. 39	rund 3 500	40
M. 6	23. 5. 39	rund 2 000	19
Ba.	29. 6. 39	rund 2 500	13
Gesamt		rund 36 000	150

Das entspricht einem Durchschnitt von 220 Schuß etwa pro Kopf; ein für die heutige Zeit durchaus beachtliches Resultat. Demgemäß fielen auch die Ergebnisse bei den Wettkämpfen, an denen sich die Schießgruppe beteiligte, aus.

1. Am 16. 7. 39 stieg das traditionelle Pokalschießen zwischen den einzelnen Werken der Ruhrstahl AG. Brackwede holte sich den Pokal erstmalig, nachdem im Vorjahre die Heinrichshütte Sieger geblieben war. Die BSG. Heinrichshütte stand an 2. Stelle mit 504, während die Siegermannschaft 517 Ringe schöß.

2. Zum Werksportfest 1939 der V.St. in Krefeld am 20. 8. 39 trat die BSG. mit drei Mannschaften an. Mit

zwei Gruppen- und neun Einzelsiegen kehrte die BSG. zurück und konnte mit diesem Resultat unter der großen Wettbewerberzahl von 66 Mannschaften durchaus zufrieden sein.

3. Am 3. 12. 39 beteiligte sich die BSG. am Silberfranzschießen der Stadt Hattingen zusammen mit 31 Mannschaften zu je acht Mann. Die 1. Mannschaft schaffte mit 812 Ringen den 3. Platz und die 2. Mannschaft mit 753 Ringen den 7. Platz.

Durch den Krieg wurde naturgemäß der Schießbetrieb gehindert, und ebenso mußten die schon angebahnten Wettkämpfe aufgeschoben werden. Doch die Übungen laufen weiter, und es hat sich gezeigt bei Übungen und im Kampf, daß unter den jungen Schützen, d. h. denen, die erst in der BSG. übungsmäßig das Schießen betreiben, sehr gute Schützen sind, die einst die alten Kämpen würdig vertreten können. Soweit der Bericht über das verflossene Jahr. Wir möchten hier an dieser Stelle all den Kameraden danken, die stets und gern dem Schießsport in der BSG. ihre Unterstützung gegeben haben: den alten Kämpen, die ein Emporwachsen der Jungen durch ihr Vorbild in jeder Weise ermöglicht haben, der anstürmenden Jugend im Schießen, die durch Eifer und Tatkraft es den Vorbildern gleichzumachen trachtet. Den noch Außenstehenden rufen wir zu: Kommt auch ihr zu uns und übt euch im Schießen!

Mellis

UNSER GARTEN

Ein weiteres Kapitel über richtiges Düngen

Wir unterhielten uns zuletzt über das Düngen im allgemeinen und wollen nun weiter auf das Thema eingehen. Ein anderer wertvoller Ersatz für Stallmist ist der sogenannte Torfschnellkompost, hier brauchen wir für eine Fläche von 100 Quadratmeter Boden einen Ballen Torf (= 5 kg), 7 kg Kalkstickstoff, 40 Prozent Kali und 7 kg Thomasmehl. Der Torfschnellkompost wird folgendermaßen hergestellt: Bekanntlich besitzt der Torf die Fähigkeit, das zehnfache seines Eigengewichtes an Wasser aufzunehmen. Daher ist bei dem Aufsetzen für genügend Wasser zu sorgen. Bei einem Ballen Torf benötigt man etwa 500 Liter Wasser. Wo in den Gärten kein Wasser vorhanden und auch feins zu beschaffen ist, kann man den Torf zerkleinert auf dem Boden ausbreiten, damit er die Niederschläge (Regen, Schnee, usw.) in sich aufnehmen kann. Wenn so der Torf den Winter über den Witterungsverhältnissen mehrere Wochen hindurch ausgelegt war und genügend Wasser in sich aufgenommen hat, hebt man einen Graben von einem Meter Breite und zwei Meter Länge in einer Tiefe von 20 bis 30 Zentimeter aus. In diese Grube breitet man eine Schicht von dem durchtränkten Torf, läßt eine Schicht Gartenboden, der allerdings gut fein muß, folgen und streut hierauf von dem oben erwähnten Handelsdünger, und so läßt man Schicht auf Schicht folgen, bis alles aufgebraucht ist. Das ganze wird dann gut durchgearbeitet und dann zu einer Miete von ungefähr einem Meter aufgesetzt und mit einer 8 bis 10 Zentimeter starken Schicht Gartenerde abgedeckt. Dieser Haufen bleibt dann 6 bis 8 Wochen liegen, wird dann nochmals umgelegt und wieder wie oben abgedeckt. Nach weiteren vier Wochen wiederholt sich der Arbeitsvorgang nochmals. Bei besonders kalkarmen Böden empfiehlt es sich, beim ersten

Durcharbeiten dem Komposthaufen noch 20 bis 30 Pfund Düngefalk beizugeben. Diese Menge Schnellkompost enthält nun die gleichen Nährwerte wie der Stalldünger für eine Fläche von 100 Quadratmeter.

Im Gegensatz zu dem Schnell-Komposthaufen steht der normale Komposthaufen. Während der Schnellkomposthaufen innerhalb eines halben Jahres fix und fertig ist, benötigt der normale Komposthaufen 2 bis 3 Jahre, um als Dünger im Garten Verwendung finden zu können. Was soll und darf man nun alles auf den üblichen Komposthaufen werfen? Im großen und ganzen können alle Pflanzenreste kompostiert werden. Auch Küchenabfälle, die zur Verfütterung keine Verwendung mehr finden können, sind geeignet. Es muß allerdings darauf geachtet werden, daß keine kranken Pflanzenreste in den Komposthaufen gelangen, da der Krankheitsträger sich in dem guten Boden weiterentwickelt und sich auch über viele Jahre erhält; auch dürfen keine in Saat gegangenen Pflanzen verwandt werden, da diese das Land sofort wieder verunkrauten würden. Dieser Komposthaufen muß im Jahr zweimal umgelegt werden, damit er besser verrottet; auch hier ist es ratsam, daß man beim ersten Umsetzen dem Komposthaufen Düngefalk zusetzt, denn die frisch vergorenen Pflanzenreste enthalten Humusäure, die durch den Kalk wieder neutralisiert wird.

Im Gegensatz zu den organischen Düngemitteln stehen die anorganischen, die sogenannten Handelsdünger. Die organischen Düngemittel geben dem Boden neben den eigentlichen Nährwerten auch noch genügend Humus, und dieser ist für das Wachstum der Pflanze unbedingt erforderlich, denn in humusreichem Boden können die Bakterien gut arbeiten, und diese sorgen wiederum dafür

daß die Düngewerte richtig ausgenutzt werden. Deswegen muß hierfür unbedingt gesorgt werden. Durch organische Düngemittel erhält der Boden nun automatisch genügend Humus. Anders ist es, wenn wir nun mit Handelsdünger arbeiten. Durch das Untergraben von Pflanzenresten kommt auch Humus in den Boden, ebenso durch Gründüngung, wie Lupinen u. a. m. Bei dieser Düngung wird dann Handelsdünger zusätzlich verwandt. Die Erkenntnis der Wichtigkeit der Humuszufuhr hat erwirkt, daß heute sehr viel Torf im Garten verarbeitet wird. Hierdurch wird erreicht, daß der Boden luftdurchlässiger, wärmer und feuchter bleibt. Ein gut gepflegter Boden trocknet daher auch nie so schnell aus wie ein ungepflegter. Bei einem guten, humusreichen Boden kann dann auch mit Handelsdünger gearbeitet werden. Grundsatz aber soll und muß immer sein, die Grunddüngung mit

organischen Düngemitteln durchzuführen, d. h. also möglichst mit Stalldünger oder Kompost sowie den vorher erwähnten humushaltigen (organischen) Düngemitteln. Darüber hinaus aber hilft man mit Handelsdünger nach, um Höchsterträge zu erzielen. Denn die Handelsdünger können wohl bei gutem Boden eine Pflanze ernähren, weil sie eben die Ausnutzung des Düngers bewirken, sie können aber nie bodenverbessernd wirken. Darin liegt dann auch eben der große Unterschied zwischen — sagen wir mal — „Mist“ und „Kunstdünger“. Im Handelsdünger sind immer noch einzelne Nebensubstanzen, die sich nicht gerade günstig auf den Boden auswirken, enthalten. In der Wahl der Handelsdünger soll man daher sehr vorsichtig sein und lieber den besseren als den schlechteren nehmen, denn gerade in letzterem treten die schlechten Eigenschaften am meisten hervor.

KLEINE MITTEILUNGEN

Grüße an die Ruhrstahl A.G., Heinrichshütte

Für die von der Ruhrstahl A.G. erhaltenen Päckchen spreche ich hiermit meinen herzlichsten Dank aus. Ich freue mich sehr, daß die Firma, in der ich meine Lehrzeit verbrachte, auf diese Art an mich gedacht hat. Insbesondere danke ich auch meinen Arbeitskameraden von der WRL, die mir durch ihre Liebesgaben hier am Westwall eine große Freude bereitet haben. Oft noch denke ich an meine Tätigkeit in der Firma zurück.

In herzlicher Kameradschaft und Verbundenheit grüße ich die Direktion sowie alle meine Arbeitskameraden mit

Heil Hitler!
Adolf Klein

Heinrichshütte Hattingen

Auf eine vierzigjährige Tätigkeit konnte zurückblicken:



August Schambach
Brenner, Masch.-Betr. am 3. Januar 1940

Ein Wittener Werksangehöriger rettete einen Arbeitskameraden aus Unfallgefahr

Ein Elektriker kam bei Reparaturarbeiten dem Kabel der Stromzuführung mit einer Spannung von 550 Volt zu nahe. Der Maschinist Hermann Zimmermann riß geistesgegenwärtig den Berührungsfaden vom Kabel los. Er stellte dann sofort Wiederbelebungsversuche an, die nach wenigen Minuten Erfolg hatten.

Die Hütten- und Walzwerks-Berufs-Genossenschaft drückte in einem Schreiben unserem Arbeitskameraden ihre Anerkennung aus und ließ ihm gleichzeitig den Betrag von 50 RM. zukommen.

Das Werk Witten bewilligte ebenso unserem Arbeitskameraden Zimmermann eine Belohnung in Höhe von 50,— RM.

Auf eine fünfundsiebenzigjährige Tätigkeit konnten zurückblicken:



Links:
Fritz Brunsberg
Schweißer, Eisengießerei
am 21. Dezember 1939



Rechts:
Heinrich Grote
Schweißer, Stahlpußerei
am 6. Januar 1940



Links:
Johann Neg
Maschinist, Koferei
am 4. Januar 1940



Rechts:
Gustav Vorberg
Maschinist, Gaszentrale
am 29. Dezember 1939

Unsere Jubilare

Gussstahlwerk Witten

Auf eine fünfundsiebenzigjährige Tätigkeit konnten zurückblicken:



Heinrich Naglat
Presseschmied,
H. W. 1
am 4. Januar 1940



Franz Stelmazyk
Kranfahrer,
G.-Betrieb
am 14. Dez. 1939



Louis Wagner
Heizer,
H. W. 2
am 15. Jan. 1940

Cheschießungen

Gussstahlwerk Witten

Adolf Karla

Instandsetz.-
Werkt.

21. 12. 39

Henrichshütte Hattingen

Albert Gramaßti	Mech. Werkst. 4	30. 12. 39
Adolf Schmerfeld	Stahlformg. II, 3. St. im Felde	23. 12. 39
Walter Schönwald	Mech. Werkst. 6	26. 10. 39
Josef Jansen	Mech. Werkst. 6	12. 1. 40
Hans Grohe	Mech. Werkst. 2	20. 1. 40

Stahlwerk Krieger

Friedr. Harnischmacher	Bearbeitungs- werkstatt	30. 12. 39
Wilhelm Jendral	Techn. Büro	30. 12. 39



Geburten

Gussstahlwerk Witten

Ein Sohn:

Edmund Gusko	Stahlwerk	7. 1. 40	Seinz
Max Freienstein	B.W. 4	11. 1. 40	Rolf
Johann Dunsch	Zentral-Blüh.	16. 1. 40	Gerhard
Walter Bersch	Zentral-Blüh.	13. 1. 40	Alfred
Karl Erhof	Feinwalzwerk	23. 1. 40	Sartmut

Eine Tochter:

Paul Werner	Zentral-Blüh.	6. 1. 40	Erka
Josef Lenthoff	B.W. 2	8. 1. 40	Inge
Julius Herrmann	B.W. 5	13. 1. 40	Waltraud
Wilhelm Schätte	Bur. I	13. 1. 40	Erka
Hans Kropp	B.W. 1	16. 1. 40	Roswitha

Henrichshütte Hattingen

Ein Sohn:

Walter Haschert	Walzwerk 1	19. 12. 39	Udo
Friedrich Peter	Mech. Werkst. 6	24. 12. 39	Seinz
Wilhelm Kaiser	Stahlwerk 1	22. 12. 39	Wilhelm
Heinrich Paulus	Koferei	15. 1. 40	Karl Fritz
Erich Sokolowski	Walzwerk 1	13. 1. 40	Seinz Erich
Karl Heinzkill	Mech. Werkst. 6	10. 1. 40	Walter
Johann Pawlik	Walzwerk 2	13. 1. 40	Hans
August Langenkamp	Walzwerk 1	16. 1. 40	Erich
Johann Freise	Walzwerk 2	2. 1. 40	Werner
Paul Hegenberg	Eisen gießerei, 3. St. im Felde	18. 1. 40	Gert

Eine Tochter:

Karl Bregar	Walzwerk 2	25. 12. 39	Erka
Walter Düsselmann	Eisenbahn, 3. St. im Felde	31. 12. 39	Sigrid
Bernh. Bröckelmann	Elekt. Werkst.	9. 1. 40	Rosemarie
Theodor Köbler	Konfir. Werkst.	1. 1. 40	Gerda
Ludwig David	Stahlformg. II	11. 1. 40	Ingrid
Anton Terpin	Hammerwerk	14. 1. 40	Christa
Gustav Graj	Stahlformgieß.	16. 1. 40	Maria
Fritz Möhring	Walzwerk 2	9. 1. 40	Rosemarie
Gustav Dachweiler	Stahlwerk 1	3. 1. 40	Ursula

Stahlwerk Krieger

Ein Sohn:

Paul Wader	Schreinerei	10. 1. 40	Paul Dieter
Franz Schumacher	Terminküro	13. 1. 40	Franz Karl
Adolf Cramer	Sandpußerei	17. 1. 40	Franz Adolf

Eine Tochter:

Hermann Rütgers	Instandsetz- werkstatt	23. 12. 39	Christa
			Magdalena

Sterbefälle

Stahlwerk Krieger

Chefrau des Bernhard Uiterwyh	Gießerei	14. 1. 40
Kind Renate Ru- dolfine des Heinrich Poß	Sandpußerei	2. 1. 40
Kind Helene Maria des Johann Büsch	Gießerei	21. 1. 40

Nachruf

Am Samstag, dem 6. Januar 1940, verstarb plötzlich infolge eines Unglücksfalles unser Gefolgschaftsmitglied

Herr Heinrich Gelissen

im Alter von 33 Jahren.

Der Verstorbene war seit September 1937 in unserem Blockwalzwerk beschäftigt. Er hat sich immer als besonders fleißiger und gewissenhafter Arbeiter und Arbeitskamerad bewährt.

Wir werden sein Andenken stets in hohen Ehren halten.

Witten, den 9. Januar 1940

**Betriebsführer und Gefolgschaft
der Ruhrstahl Aktiengesellschaft
Gussstahlwerk Witten**

Dankfagung

Für die Anteilnahme beim Heimgange meines lieben Mannes sowie für die Sammlung der Angestellten, Arbeiter und Arbeiterinnen von M 4, und der Frauen von M 3, für Kranzspenden und die Beteiligung der Werkstatte und der Arbeitskameraden danke ich hiermit allen.

**Frau Heese
Vodum-Linden
Am Josefschacht 5**

Dankfagung

Allen, die unserer lieben Entschlafenen das letzte Geleit gegeben haben, besonders den Arbeitskameraden der Sauerstoffabteilung und Führung und Gefolgschaft der Henrichshütte, sowie für die vielen Kranzspenden sprechen wir hiermit unseren tiefgefühlten Dank aus.

B.-Weitmar, im Dezember 1939

Familie Leo Rybicki

Dankfagung

Für die anlässlich meines fünfundsiebenzigjährigen Arbeitsjubiläums erwiesenen Aufmerksamkeit sage ich allen meinen Arbeitskameraden herzlichen Dank.

**August Nordhoff
Zurichterei, Blockstraße**